Interview Ottmar Hitzfeld : "zum Trainerberuf wurde ich quasi gezwungen"

Autor(en): **Zahner, Karin / Hitzfeld, Ottmar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **88 (2010)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-722629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

«Zum Trainerberuf wurde ich quasi gezwungen»

Er ist einer der erfolgreichsten Fussballtrainer der Welt und führt die Schweizer Nationalmannschaft diesen Sommer an die Weltmeisterschaft in Südafrika. Doch Ottmar Hitzfeld denkt über den Fussball hinaus, und er versteht es trotz seiner grossen Popularität, sein Privatleben weitgehend zu schützen.

Von Karin Zahner,
mit Bildern von Gerry Ebner

Am Spielfeldrand erleben wir einen sehr beherrschten Nationaltrainer. Aber Fussball weckt unglaubliche Emotionen. Weshalb ist das so? Fussball ist nicht berechenbar und birgt immer ein unkalkulierbares Mass an Risiko in sich. Es gibt zwar meist einen Favoriten, aber trotzdem keine Garantie, dass dieser gewinnt. Schliesslich sind 22 Spieler und drei Schiedsrichter auf dem Platz, da passieren überall Fehler. Eine Mannschaft kann zudem nicht immer perfekt spielen. Und selbst wenn sie eine tolle Leistung erbringt, die anderen aber noch besser spielen, reichts doch nicht zum Sieg. Vieles ist also nicht nur vom eigenen Können abhängig, sondern auch vom Gegner.

Emotionen werden manchmal auch zum Problem. Hooligans machen Radau, vermiesen den Sportfans den Besuch im Stadion, bedrohen Funktionäre. Wie kann man diese Situation entschärfen? Man darf das Problem nicht nur den Vereinen überlassen. Es sind immense Summen, die ein Klub für die Sicherheit aufbringen muss. In meinen Augen tragen auch der Staat, die Kantone und die Städte Verantwortung. Wäre das Polizeiaufgebot grösser, dann würde das abschreckend wirken. Die Gewaltbereitschaft in der Bevölkerung steigt generell, weil die sozialen Probleme grösser geworden sind. Es wird mit härteren Bandagen gekämpft.

Oft gehts aber auch auf dem Platz hoch zu und her, was die Stimmung im Stadion zusätzlich anheizt. Können die Spieler hier in die Verantwortung miteinbezogen werden? Die Akteure selbst haben wenig Einfluss. Schliesslich muss das Schiedsrichtertrio dafür sorgen, dass die Regeln eingehalten werden und es fair zu- und hergeht. Allerdings ist Fussball ein Kampfsport. Es sind deshalb alle gefordert, auch die Trainer. Sie sollten in schwierigen Situationen nicht auch noch Öl ins Feuer giessen.

Wie haben denn Ihre Eltern reagiert, als Sie ihnen eröffneten, dass Sie Profifussballer werden möchten? Ich habe mich ja nicht in jungen Jahren dafür entschieden. Als ich 1971 zum FC Basel wechselte und Profi wurde, hatte ich das Lehrerexamen bereits in der Tasche und somit schon einen Beruf erlernt. Dies hat meine Eltern, aber auch mich beruhigt. Ich hatte das Glück, dass ich die schönste Nebensache der Welt – das Fussballspielen – zu meinem Beruf machen konnte. Hätte ich mich mit 18 dafür entschieden, hätten meine Eltern aber sicher das Veto eingelegt.

Viele der heutigen Profispieler haben keine Berufsausbildung. Das stimmt. Sie sind darauf angewiesen, dass sie eine erfolgreiche Profikarriere einschlagen können und in den zehn, zwölf aktiven Jahren gutes Geld verdienen. Denn sie wissen nicht, ob sie dann mit ungefähr 35 Jahren einen Job bekommen. Das weiss man heute allerdings selbst dann nicht, wenn man eine gute Ausbildung genossen hat.

Sie haben es anders gemacht und Mathematik und Sport studiert. Ich war immer ein Mensch, der Sicherheit brauchte. Ich habe stets versucht, alles zu kalkulieren und das Risiko zu minimieren. Deshalb war es für mich selbstverständlich, einen Beruf zu erlernen.

Und weshalb haben Sie nach der Profikarriere nicht in den Lehrerberuf gewechselt? Ich hatte tatsächlich die Absicht, in meine Heimat zurückzukehren, dort als Lehrer zu arbeiten und nebenher als Trainer mit einer Amateurmannschaft Spass zu haben. Als ich mit 34 Jahren beim FC Luzern aufhörte, hatte ich mich denn auch bereits beim Schulamt in Lörrach angemeldet. Als man mir dann aber mitteilte, dass ich eine

Ein Leben voller Erfolg

Ottmar Hitzfeld wurde am 12. Januar 1949 im deutschen Lörrach nahe bei Basel geboren. Er ist verheiratet und hat einen erwachsenen Sohn.
Karriere: Nach dem Studium als Mathematik- und Sportlehrer wurde er Fussballprofi beim FC Basel (1971–1975), beim VfB Stuttgart (1975–1978), bei Lugano (1978–1980) und Luzern (1980–1983). Als Trainer arbeitete er beim SC Zug (1983–1984), Aarau (1984–1988), GC (1988–1991), Borussia Dortmund (1991–1997), Bayern München (1998–2004 und 2007–2008). Sowohl mit Borussia als auch mit Bayern gewann er die europäische Champions League.
Seit Juli 2008 ist Ottmar Hitzfeld Schweizer Nationaltrainer.

Nachprüfung machen müsse, weil mein Examen zehn Jahre zurückliege, fand ich das ungerecht, geradezu empörend. Ich hatte keine Lust, mich nochmals hinzusetzen und zu büffeln. Ein Praktikum wäre ja okay gewesen, aber keine Nachprüfung. Also entschied ich mich, mir fünf Jahre Zeit als Trainer zu geben. So gesehen wurde ich quasi zum Trainerberuf gezwungen.

Dabei sind Sie doch heimatverbunden und brauchen Sicherheit. Ja, unter diesem Aspekt betrachtet, habe ich gegen mein Naturell gelebt. Als Fussballer und als Trainer führt man ein Zigeunerleben, ist nicht sesshaft. Der Trainerjob ist zudem mit einem gewissen Risiko verbunden, da man jederzeit entlassen werden kann. Aber vielleicht ist das meine Berufung im Leben. Vielleicht ist es meine Aufgabe, schwierige Situationen zu meistern.

Es scheint fast so. Denn Sie haben sich immer wieder gegen Ihre Neigungen entschieden. Ja, permanent. Ich habe alles, was ich als Kind gescheut habe, später im Leben angehen müssen. So litt ich beispielsweise immer an Heimweh. Und da es mir in der Schweiz so gut gefallen hat, fiel es mir sehr schwer, den FC Basel zu verlassen und in Deutschland als Trainer zu arbeiten. Es war logisch, dass ich damals wechseln musste. Aber eigentlich habe ich die Angebote in Deutschland aus Vernunftsgründen angenommen. Das war reine Karriereplanung.

Also gingen Sie mit 42 Jahren nach Dortmund ...
... und hatte die ersten zwei, drei Monate fürchterliches Heimweh. Ich habe in dieser Zeit drei, vier Kilo abgenommen. Plötzlich musste ich Hochdeutsch reden, musste permanent Interviews geben. Das war eine grosse Herausforderung. Aber ich wusste, da musste ich durch. Schliesslich wurde es aber eine schöne Zeit.

Sie sollen ein sehr schüchternes Kind gewesen sein. Heute stehen Sie permanent in der Öffentlichkeit, müssen in unzähligen Interviews Auskunft geben. Wie haben Sie Ihre Scheu überwunden?
Ich musste an mir arbeiten, versuchte mutiger und mental stark zu werden. Nicht von ungefähr habe als 23-jähriger Lehrer meine Diplomarbeit dem Mentaltraining gewidmet. Als Lehrer kostete es mich nämlich genauso viel Überwindung, vor eine Klasse zu stehen, wie als Fussballer Interviews zu geben. Mit 35 Jahren wurde ich Trainer, was wiederum eine neue Situation war. Denn die Aussagen eines Trainers werden stärker gewichtet als diejenigen der Spieler.

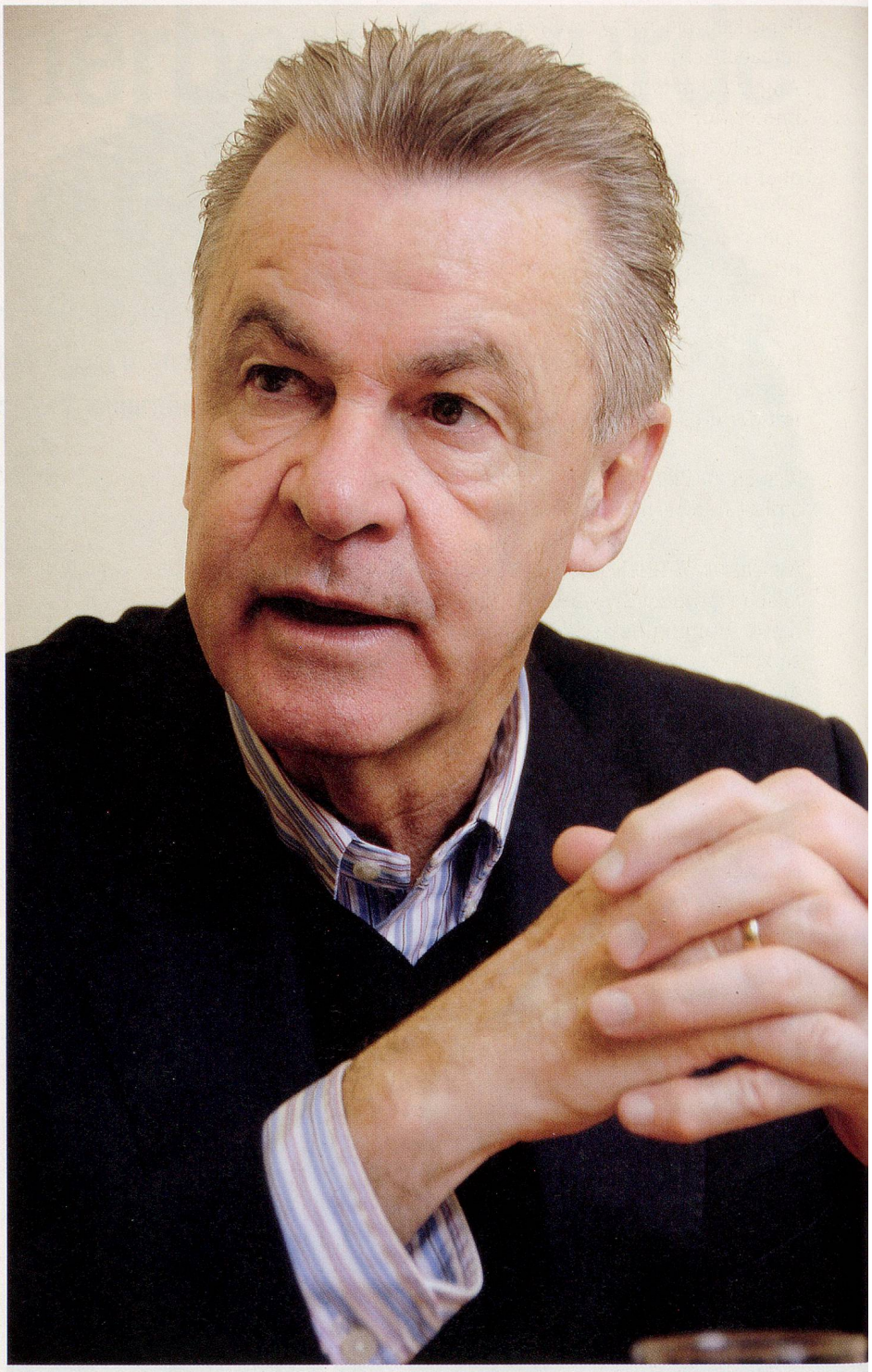
Haben Sie eine besondere Methode entwickelt, um mit Interviewsituationen besser umzugehen? Ich habe mich gedanklich immer gut vorbereitet. Wurde ich zum Beispiel in ein Radio- oder Fernsehstudio eingeladen, habe ich mir vorher überlegt, welche Fragen gestellt werden könnten. Das gibt Sicherheit.

Und haben Sie danach Ihre Aussagen analysiert? Ja. Ich bin mein grösster Kritiker. Ich bin ein logisch denkender Mensch und halte mich deshalb an die Realität, an das, was im Leben geschieht. Ich versuche, ehrliche Analysen zu machen, aus meinen Fehlern zu lernen und es das nächste Mal besser zu machen. Reflektive Besinnung war immer wichtig für mich. Auch als Trainer. Man darf die Fehler nicht nur bei den Spielern suchen. Ich habe mich deshalb immer auch selber hinterfragt, aber ohne mich selbst zu zerfleischen.

Sie sind auch oft über Ihren eigenen Schatten gesprungen. Verlangen Sie das auch von Ihren Spielern? Als Spieler hatte ich auch meine schlechten Tage. Deshalb habe ich Verständnis, wenn einer von ihnen mal ein schlechtes Spiel absolviert. Aber ich verlange trotzdem Leistung. Dazu gehört immer eine offene, ehrliche Analyse. Ich will, dass die Spieler selbstkritisch sind, ihre Fehler einsehen und eine Reaktion zeigen, wenn ich sie kritisiere. Ich bin zudem sehr ehrgeizig. Das muss ich auch sein, um die Messlatte hochzuhalten. Ich setze mich selbst unter Druck und versuche jeden Tag Topleistungen zu bringen. Das geht an die Substanz.

Sie haben im Jahr 2004 eine Pause eingelegt, weil Sie ausgelaugt waren. Ich war sechs Jahre lang Trainer beim FC Bayern München – das ist etwa gleich intensiv wie zwanzig Jahre in einem anderen Bundesliga-Klub. Danach war ich ausgebrannt und wollte nicht mehr als Trainer arbeiten. Ich habe mich deshalb zweieinhalb Jahre in Engelberg erholt. Dann begann ich mir zu überlegen, was ich in Zukunft tun möchte. Denn nur für den TV-Sender Premiere, heute Sky Deutschland, als Experte zu arbeiten, war mir irgendwann doch zu wenig. Schliesslich kam dann der Anruf von Bayern-Manager Uli Hoeness. Der Verein war in der Krise, und man war auf der Suche nach einem neuen Trainer. Da hatte ich plötzlich doch wieder Lust und Freude an diesem Job. Deshalb habe ich erneut zugesagt – zuerst allerdings nur für ein halbes Jahr. Danach habe ich um ein weiteres Jahr verlängert, weil es mir so gut gefiel.

Sie haben den Verein aber dann doch wieder verlassen ... Der Druck nahm wieder zu, und ich spürte, dass es wieder an meine Substanz ging. Zudem war der Rückhalt vom Vorstandsvorsitzenden des FC Bayern, Karl-Heinz Rummenigge, nicht mehr so gross. Nach einem Unentschieden monierte er einmal, Fussball sei keine Mathematik. Das hat mich getroffen. Wir lagen damals immer an der Tabellenspitze, und ich fragte mich, was er wohl sagen würde, wenn wir mal Dritte würden? Wenn die Leistung, die man selbst bringt, nicht mehr richtig geschätzt wird und der Respekt verloren geht, muss man Konsequenzen ziehen. Im Dezember 2007 habe ich mitgeteilt, dass ich am Ende der Saison aufhören würde. Zum Glück habe ich meine Zeit beim FC Bayern München mit einem Double – also Meistertitel und Cupsieg – beenden können.



«Ich versuche, ehrliche Analysen zu machen, aus meinen Fehlern zu lernen und es das nächste Mal besser zu machen.»

Dann kam die Anfrage vom Schweizer Fussballverband. Ich wusste zuerst nicht, ob ich das Angebot annehmen sollte. Ich war bislang ja immer auf Titelgewinne aus, und das ist mit der Schweiz schwieriger. Schliesslich habe ich aber zugesagt, weil es für mich eine Herzensangelegenheit ist. Und Ziele gibt es viele: Zuerst war es die Qualifikation für die WM, nun die Teilnahme an der WM, an der wir eine Topleistung erbringen möchten. Es waren viele positive Aspekte, die mich bewogen haben zuzusagen, und ich habe es bisher nie bereut. Es ist derjenige Job, den ich von allen mit der grössten Freude ausüben kann.

Was ist Ihr Ziel für die Weltmeisterschaft in Südafrika? Der bestmögliche Titel.

Also der WM-Titel? Ich glaube, das wäre der falsche Ansatz. Es wäre auch vermessen, mit dieser Haltung nach Südafrika zu reisen. Wir setzen uns verschiedene Ziele. Das erste ist, die Achtelfinals zu erreichen. Dann gibts neue Ziele. Immer eins nach dem anderen. Es ist vieles möglich im Leben, aber man sollte sich vernünftige Ziele setzen.

Welche Philosophie verfolgen Sie als Trainer? Ich schenke meinen Spielern viel Vertrauen. Wenn man ihnen vertraut, kommt oft etwas zurück. Das lohnt sich eigentlich immer. Ich bin der 12. Mann auf dem Feld, ein Partner, der dazu da ist, die ganze Mannschaft zu unterstützen. Zudem versuche ich die Spieler zu Höchstleistungen zu motivieren. Das ist mein Credo. Ich habe aber den Auftrag, erfolgreich zu sein. Um diesen zu erfüllen, ist es wichtig, dass man sich in den Dienst des Vereins stellt. Loyalität und Integrität sind also unumgänglich. So versuche ich ein Team zu formen und zu Höchstleistungen zu treiben.

Sie haben Ihre Profikarriere als Fussballer wegen Rücken- und Hüftproblemen aufgeben müssen. Spüren Sie heute noch etwas von diesen Beschwerden? Nicht mehr als andere auch. Ich glaube, ab 50 spüren alle irgendwelche Beschwerden. Wichtig ist, dass man den Körper pflegt. Ich treibe jeden zweiten Tag ungefähr eine Stunde Sport. Ich habe einen eigenen Fitnessraum und trainiere auf dem Powerplate, dem Fahrrad, dem Stepper und mache Krafttraining.

Wie tanken Sie Energie? Ich mache täglich ein paar Minuten Autogenes Training, verbunden mit Atemübungen, um zu reflektieren. Daneben ist mir die Familie sehr wichtig. Ich besuche zudem nur wenige Anlässe und vermeide öffentliche Auftritte, so gut es geht. So schaffe ich mir Freiräume, kann mit der Familie Zeit verbringen, Ski fahren, golfen, lesen.

«Der Glaube ist wohl wichtig für jeden Menschen, ganz egal, was er glaubt. Mir gibt er Rückhalt und Kraft.»

Sie sind seit 35 Jahren verheiratet und dies, obwohl es auch Probleme gab. Wie schafft man das? Man braucht eine Partnerin, die sich zurücknimmt, die einem Freiräume lässt. Denn der Trainerjob frisst einen mit Haut und Haaren auf und geht an die Substanz. Meine Frau war aber immer sehr verständnisvoll, obwohl ich oft sehr schweigsam war, in meiner eigenen Welt lebte. Ich musste als Trainer täglich viele Entscheidungen treffen, war in Gedanken immer beim Job, musste mit dem Druck umgehen. Zudem bin ich ein introvertierter Mensch, bespreche meine Entscheidungen nicht mit meiner Frau. Ich mache alles mit mir selbst aus, weil ich auch selber entscheiden muss.

Sind Sie also ein einsamer Kämpfer? Ja, und das war für meine Frau sicher nicht einfach. Hätte sie ständig moniert, dass sie da- oder dorthin möchte, hätte mich das enorme Substanz gekostet. Ich bin ihr sehr dankbar. Indem sie auf vieles verzichtet hat, konnte ich meine Kräfte bündeln. Heute habe ich aber zum Glück mehr Zeit für sie.

Was tun Sie, wenn Sie einmal pensioniert sind? Ich habe keine Pläne. Ich versuche im Jetzt zu leben, den Tag bestmöglich zu verbringen und Ziele zu haben. Bis 2012 habe ich beim Fussballverband unterschrieben. Dann muss ich entscheiden, wie es weitergeht. Ich überlege mir jetzt aber noch nicht, was dann kommt.

Sie pflegen eine Freundschaft mit dem Pfarrer und Autor Ihrer Biografie, Josef Hochstrasser. Was bedeutet Ihnen der Glaube? Der Glaube ist wohl wichtig für jeden Menschen, ganz egal, was er glaubt. Mir gibt er Rückhalt und Kraft. Ich bete jedoch nicht, dass wir den nächsten Match gewinnen, sondern ich danke Gott für das Leben, das ich hatte, für die Familie, die Gesundheit, die Kraft, den Lebensweg und den Rückhalt in schwierigen Situationen. In die Kirche gehe ich jedoch selten.

Sie sind sozial engagiert, sprechen aber kaum in der Öffentlichkeit darüber. Mit diesem Engagement möchte ich etwas weitergeben. Ich habe gut verdient und kann deshalb anderen Menschen helfen. Egal, ob das in Afrika ist oder bei Verwandten und Bekannten. Ich finde, dass jeder, dem es besser geht, verpflichtet ist, den Schwächeren zu helfen. Aber ohne dass man das an die grosse Glocke hängt.